

CORDULA KILLT DICH!

Oder

**Wir sind doch nicht die Nemesis
von jedem Pfeifenheini**

Roman der Auferstehung

VERBRECHER VERLAG

Köln, oh schöne Stadt, wo die Leute sind und dann reden. Fein sei es in Köln. Dort gebe es viel zu sehen und zu bestaunen, Häuser, Gebäude. Ja, in Köln könne man sich aufhalten, ja, in Köln könne man es aushalten. Dort befänden sich, lautete die nebulöse Auskunft des Arztes, »gute Sachen«. Und neulich sei er in Köln gewesen und habe doch tatsächlich beobachtet, wie jemand aufs Klo ging. Beeindruckend. Deisuke wurde müde, ging nach oben.

In den folgenden Wochen ging Deisuke immer seltener hinunter an die Hotelbar. Er machte sich statt dessen lange Gedanken über Cordula Späth.

Schließlich kehrte Deisukes Frau, die nicht Cordula Späth war, zu ihm zurück.

Doch da, wie es mit solchen Dingen gern ist, lag er bereits im Sterben.

Ich denke immer noch, alles hat eine Zukunft.

KAPITEL EINS

Weitschweifig und mit vielen Parenthesen und einer Riesenmenge von Namen, die man gar nicht alle verarbeiten kann, aber in den weiteren Kapiteln kommen nicht mehr so viele neue Namen dazu – alles über die Schwierigkeiten, die Ihr Euch so vorstellt, wenn Ihr Euch vorstellt, wie es wohl wäre, einen Roman über Cordula Späth zu schreiben, einen Roman, der ja auch vor der Aufgabe stünde, einer nicht genauer bekannten Anzahl von Leuten zunächst überhaupt einsichtig zu machen, daß über Cordula Späth irgendwas zu lesen lohnend sein könnte, und der sich von da aus in einen Roman entwickeln würde, darüber, wie Cordula zuerst gelebt hat, dann gestorben ist und dann ein zweites Mal gelebt hat, und somit alles darüber, daß die Schwierigkeiten, die Ihr Euch angelegentlich der Idee, daß ein solcher Roman geschrieben werden könnte, ausmalt, voll egal sind, weil es in Wahrheit unglaublich einfach ist, einen derartigen Roman zu schreiben, wie ich von hier aus zu beweisen beabsichtige, und wenn es dann schief geht, habt Ihr Recht gehabt, aber wiedermal nichts geliefert, im Gegensatz zu mir

»Dietmar Daths Zitatenlieferant ist irgendwer.«
Cordula Späth in einem Brief an Katja Benante

»Jeder ist irgendwer.«

Katja Benante auf einer Postkarte an Cordula Späth

»Ja, man kann eine Ratte dressieren. Wenn man stundenlang, tagelang, wochenlang, monatelang, jahrelang mit der Ratte arbeitet, dann kann man eine Ratte dressieren. Aber alles, was man dann hat, ist eine dressierte Ratte.«

Irgendwer

Ja! Ziemlich freundlich fällst Du ins erste Kapitel. Vertrauensvorschuß kannst Du ja geben.

Die ersten Worte: Immanuel, Immanuel, Immanuel, Immanuel Kant. (T-e-c-h-n-o: Immanuel, bip, Immanuel, bip, Immanuel, bip, Immanuel, bip, Immanuel, bip, Kant, smASSH!)

Ich bin 24 Jahre alt. ARRRRRRRGGHHHHHHH!!!! Ich glaube fast, ich stinke schon. Aber nur fast.

Mit falbem Geschmack im Munde, soeben aus dem muffigen Bett aufgestanden, wage ich zu denken: Alle meine Freunde sind Rotze, ich hätte gern bessere. Mein Gehirn sollte in eine andere Dimension fliehen dürfen vor meinen Ideen. Meine Freunde lesen viel zu wenig Comics. Ich hätte lieber die Leute als Freunde, die die Comics geschrieben und gezeichnet haben, die ich lese. Ich hätte gerne Yukito Kishiro als Freund. Wow! Yukito Kishiro ist bestimmt ein absolut genialer Freund! Ich hätte gerne Dave Sim als Freund. Das wär' geil, dann würde ich bei ihm in Kanada herumsitzen und jede Seite von seinen schwarzweißen Comicheftchen angucken, wenn er sie fertig hat. Der neue Hit von The Prodigy kommt auf MTV, genau jetzt, weil ich's in meiner Verschlafenheit eingeschaltet habe, sie singen in ihrer Techno-Breakbeat-Tanzerei dermaßen, wie folgt, während ich zögernd zuhöre, ich weiß noch nicht:

*You're no good for me
I don't need nobody
Don't need no one
That's no good for me.*

So weist es sich mir: The Prodigy haben dieselben Freunde wie ich.

Ich habe keine Freunde. Durchaus nicht.

Warum eigentlich habe ich nicht das T-Shirt an, das ich jetzt, wenn die Mathematik (besonders die Gleichung $1=1$) noch gilt, anhaben müßte, weil ich's am Beginn des gestrigen Abends doch angehabt habe, wenn das Polaroidbild stimmt, das da unten vor meinen krummen Füßen auf dem Teppich liegt? Richtig, ein mittelmäßig weltberühmter Hardrockstar hat sich das Hemd gestern abend, auf dieser ominösen Party in diesem ominösen Keller an einem Rand meiner Stadt Freiburg im Breisgau, von dem ich bisher weder geographisch noch sozial wußte, daß er existiert, geliehen, und zurückgegeben hat er's nicht, deswegen habe ich jetzt ein falsches T-Shirt an, eins mit »Hard Rock Café Paris«-Aufdruck. Als ob ... ach was, als ob. Und was hatte er gesagt, wie hatte er doch gleich ums Shirt gebeten? »Lemme borrow that shirt.« Sure. Das ist international und global genug für mich, da werd' ich schwach von. Denn heutzutage muß es ja englisch sein. Nix währt ewig, alles verschwindet wieder. Und dann? Dann hatte ich noch einen Streit mit jemandem, ob das, was ich neulich irgendwo über Ken Kesey geschrieben hatte, nicht total ungerecht gewesen sei. Der Streiter für Kesey (und Kerouac, was mich später bis in einen außerordentlich dämlichen Traum verfolgen sollte) war besonders erbost darüber, daß ich ihm eingestand, so furchtbar viel gar nicht über Kesey zu wissen, und von mir aus, dann war das eben ungerecht, was ich da geschrieben hatte, aber so wichtig ist das doch auch nicht mehr, ob man jetzt Ken Kesey in allen Einzelheiten gerecht wird, zumal das Thema des Artikels, auf den der Streiter Bezug nahm, insgesamt alles andere, bloß nicht Ken Kesey, gewesen war, der hatte sich eher zufällig in einem Nebensatz breitgemacht. Mein Gott, immer diese Diskutie-

rierei. Schreib' halt selber was. Es muß ja nicht so eklig überproduktiv sein wie ich, mit so einem Riesen-Mist-Quotienten, den ich einfach brauche, um ein- bis zweimal im Jahr was Gescheites zu schreiben, aber IRGENDWAS könnten sie schon mal selber machen, bevor sie auf Partys ihnen persönlich bekannte Selbermacher vollabern. Aber vielleicht bin ich nur neidisch auf des Streiters Unabhängigkeit: Unabhängigkeit ist ein Geschenk, das Gott den Untätigen gibt. Und denen, die Böses tun, so wie ich, wieder wegnimmt. Daher auch die ruhelose Beschäftigung mit Gruppen, die was Kleines machen: Seit einem Jahr arbeite ich an einem Text, der wohl nicht mehr fertig werden wird, über Kultursekten, also zum Beispiel die Donaldisten mit ihrem Duck-Wahnsinn oder die Perry Rhodan-Fans. Irgendwann fing das alles an zu verschwimmen, ich wußte nicht mehr, ob es nun ein Mitglied eines Perry Rhodan-Clubs war, das einen »Spalter«, der mit anderen den Club verlassen hatte, tatsächlich verklagen wollte, oder waren es die Donaldisten gewesen, nein, in deren Zentralorgan wurde doch einem, der deswegen dann austrat, angedroht, er werde »angepinkelt und verbrannt«, weil er eine Ehrenjacke, die als Wanderpreis gedacht war, nie an den Verein zurückgegeben hatte und ... und dann ruft mich ein Freund aus Köln nachts um eins an und verlangt, ich müsse jetzt sofort nach Köln kommen, da würde über etwas gestritten, was ich irgendwo geschrieben hatte, und ich solle, MÜSSE unbedingt dazu was sagen, spätestens am Wochenende, sonst sei ich in jener Stadt sowas von erledigt. Ich frage mich also: spinnen die? Und denke an die Diskussion gestern, und natürlich krieg' ich sie nicht mehr zusammen. Sag mir, daß Du nicht ohne mich leben kannst, LeserIn, und ich verrate Dir, daß das nie meine Absicht war. Ich wollte einfach eine Weile neben der Musik herlaufen, es ist natürlich nett, wenn einem jemand ein bißchen Wertschätzung entgegenbringt und – Scheißrein, was war denn gestern wirklich los? Hihi, Gniche!

Den Rest des Abends, das Übrige der Nacht weiß ich nicht mehr, nur an meinen Traum später im Bettchen erinnere ich mich noch: Ich war Herbert Feuerstein aus dem Fernsehen, es schneite draußen, ich

stand da in Shorts vor dem Filmstudio, aber das Filmstudio war in Wirklichkeit die Freiburger Unibibliothek, und in der Hand hatte ich eine Krawatte für Harald Schmidt, aber der Pförtner wollte mich nicht reinlassen, ich gab mich also als Marilyn Monroe aus und wurde durchgeschleust, dann aber als Tony Curtis entlarvt und fand gerade noch die Zeit, dem blöden Schmidt (er trug seine alte Frisur, nicht den Kurzhaarschnitt) seine Krawatte und zwei Bücher, die er zusammen mit Jack Kerouac geschrieben hatte, auszuhändigen, dann wurde ich aus dem Studio geworfen und landete als Botschafter der BRD in der GUS an einem Festbankett in Moskau, wo mir Genscher heftige Vorwürfe machte. Ich versuchte, mich zu entschuldigen, ich gab zu, daß man als Botschafter der BRD in der GUS nicht den ganzen Tag besoffen sein dürfe, ja, sagte ich, mir sei auch klar, daß das keinen besonders guten Eindruck mache, aber wenigstens, versuchte ich zu beschwichtigen, sei noch nichts von meinem Alkoholproblem an die Öffentlichkeit gelangt, und um eine Therapie wolle ich mich jetzt ernstlich bemühen, Sondierungsgespräche mit einer Moskauer Gruppe der Anonymen Alkoholiker hätten bereits begonnen. Genscher schien unbeeindruckt. In der Menge erspähte ich Diedrich Diederichsen, ich rief nach ihm, aber der Schnee fiel zu laut, mitten im Raum. Was für eine tolle Phantasie ich doch hab:

And all your dreams are strange

So kann man das sagen, örrr. Die Frage nach dem Hemd. (Gibt's da nicht einen Buchtitel von Heidegger? 'Ohem öh die die ... Die Frage nach dem DING, genau. So heißt das. Immanuel, Immanuel.) Gut. Ist beantwortet, die Frage nach dem Hemd. Also eine Schale weiter ins Kosmische: nächste Frage, statt Zähneputzen: Warum konnte Kant nicht schreiben?

Ich kenne Leute, es sind gute Freunde von mir, dementsprechend sind sie Rotze, und die sind sich doch wirklich nicht zu blöd, vulgärfreudianisch zu präntendieren, Kant habe nicht genug gefickt und daher

dann eben nicht schreiben können. Katja Benante, die einen hervorragenden Briefwechsel mit der Heldin dieses Buches, Cordula Späth, geführt hat, der so ausladend die ganze Welt aufspannte, daß sogar ich darin vorkommen konnte, weiß wahrscheinlich den wahren Grund für Kants schlechtes Schreiben, und warum er immer so Anmerkungen in den Text setzt wie »Die Antinomien folgen einander nach der Ordnung der oben angeführten transzendenten Ideen«. Von der Kant-Lektüre her, und nicht als Spätfolge eh viel zu spät begonnener Verarbeitung von Kölner Druckerzeugnissen der Spätachtziger des zwanzigsten Jahrhunderts, hat sich denn auch in meinen SCHRRRIFTEN dieses Gefallen an Sätzen eingenistet, die noch mal sagen, was der Text drumrum auf welche Weise machen will, was Katja Benante allerdings immer »ganz reizend« findet. Katja sieht eigenartig aus, schon früher sah sie eigenartig aus, so, als sei sie gemalt. Sie hat diese BRAUNEN Haare, die sind so lockig und so kastanienBRAUN, daß etwas nicht stimmt. Und immer, wenn man sie trifft (selbst wenn man sich nur drei Tage nicht gesehen hat) springt sie einem an den Hals und küßt einen ab. Vielleicht sind Katjas äußerst malerische Haare nach dem Prinzip der Selbstähnlichkeit fraktal rechnerisch bis auf die Schultern, wo sie herumgischten, erfunden? Und dann findet man die unirdische Farbe dieser Haare wieder in den Augen, aber die Augen haben innerhalb desselben Brauns zusätzlich so etwas wie eine Seele, die ebenfalls ständig an einem hochspringt, wenn man in diese Augen hineinzugucken versucht. Sehr verwirrend, Katja Benante zu betrachten. Einmal fand ich jedoch ein Bild, das manches zu erklären schien: Auf dem Diogenes-Taschenbuch von Charlotte Brontës »Jane Eyre« ist ein Mädchengesicht unter einem unglaublichen Hut abgebildet, es handelt sich um eine Reproduktion des Ölgemäldes »Junge Frau in einem Boot« des Malers Jacques Joseph Tissot, welches aufs Jahr 1870 zurückdatiert, Katja Benante aber, die genauso aussieht wie dieses Mädchen, ist exakt hundert Jahre nach Fertigstellung des Gemäldes geboren, im selben Jahr wie ich. Ich habe mir dann dieses Buch gekauft, um das Bild zu besitzen, oder das Bild vom Bild, das sind jetzt mehr die Ka-

schen der Repräsentationstheorie, mithin egal. Die Zeit, den Roman hinter dem Bild zu lesen, habe ich noch immer nicht gefunden, dabei besitze ich das Taschenbuch jetzt fünf Jahre, aber wenigstens den Essay von Klaus Mann, den der Diogenes-Verlag an den Roman gehängt hat, habe ich überflogen, und der Essay ist wenigstens sehr schön.

Übrigens, damit sich hier niemand in die Hose schießt: Die restlichen Kapitel in diesem Buch, was Ihr gerade in den Händen haltet, haben keine so langen Titel. Und jetzt fangen wir mal an hier. Zunächst empfinde ich es als angenehm, daß einen niemand zwingen kann. Ich weiß, daß Cordula Späth nachher vorkommt, und wer den langen Kapiteltitle oder den knappen Buchtitle gelesen hat, weiß das auch, aber gerade deshalb kann einen niemand zwingen. Wir heben uns daher die erste Fühlungnahme mit Cordula Späth auf bis zum zweiten Kapitel, in dem ich ihren so viel zu frühen, so herzerreißenden, so Thema verfehlten Tod zu untersuchen verspreche. Es geht darum, wie eine Freundin von mir ins Gras biß und das Gras zu kauen anfing und es runterschluckte und sich den sauren Grassaft aus den Mundwinkeln wischte und dann aufstand und auf der Szene blieb wie eine liebende Maschine. (Gerade auf CNN die Aufzeichnung der Einweihung der »James Brown Soul Center of the Universe Bridge« irgendwo in Amerika verfolgt, daher jetzt dieser Querschuß.) Ja, Cordula starb zur Unzeit und war erst 24 Jahre jung. Ein anderer Bekannter von mir hatte nicht so viel Glück (Scheiße, muß der Zynismus schon so früh ins Buch, leck mich doch die Katze am Arsch), sondern versuchte vor den Augen seiner fetten Mutter, sich im Wohnzimmer in der engen, von vier Personen bewohnten Wohnung ein langes Brotmesser, das im Kaufhof auf der Kaiser-Josef-Straße vor zwei Jahren gekauft worden war, in die Lunge zu stechen, um so zu sterben, statt dessen kam Blut in die Lunge und er fiel um und das Gehirn bekam irgendwie zu wenig Sauerstoff und jetzt muß er weiterleben mit einem Hirnschaden. Ich war gestern bei ihm im Krankenhaus, er hat nur Scheiße geredet und es war schwer verständlich. Herr Peter Singer, Philosoph aus Australien, vertritt derweil den Gedanken der Euthanasie,

also daß man den Job mit dem Brotmesser doch aus Barmherzigkeit noch mal machen sollte, und diesmal richtig. Herr Peter Singer ist ein Scheißarschloch und weiß nichts darüber, wie einem wird, wenn der Bekannte sich mit dem Brotmesser in die Lunge gesäbelt hat. Wir wenden uns ab. Wir sehen weg. Wir hören außerdem auch noch nix über meinen Freund, den Arzt und Wissenschaftler mit dem schönen Vornamen Wolfgang, dem wir, ohne daß sein Name verraten worden wäre, im Prolog schon begegnet sind. Wir sind ja so toll.

Und sprechen jetzt von Katja Benante. Übrigens, große Freude, die Liebhaber von Schlüsselromanen und Kenner der deutschsprachigen Linkspublizistik müssen nicht mehr darben, ihnen soll gegeben werden in diesem Buch, mehr als nötig. Sie sollen suchen, aber dann, wenn sie gesucht haben, sollen sie auch finden. Wollt Ihr mal was über die Hamburger Zeitschrift hören, die letzte große linke Publikumszeitschrift, und was ich der gerade zu faxen mich gezwungen sah, von wegen niemand könne mich zwingen? Aber jetzt erst Katja Benante, sie ist schön. Jetzt Katja Benante. Dabepra bepra bepra bepra bepra bepra do-da. Räuser: Katja Benante, OK.

Nein. Doch nicht. Wir sprechen von der fickenden Idee, die eben angeschnitten ward, etwas sei angenehm. Oben schrieb ich doch leicht hin: angenehm. Was ist nun angenehm? Wie machen wir das? Angenehm ist, wie ich hier sitze auf einem Stuhl, der unten Räder hat, von denen eines kaputt ist, weswegen er leicht schief steht und, federnd, manchmal schaukelt, so daß ich mich gewiegt fühlen darf, während Ihr Euch in Sicherheit ebenfalls wiegt, und weise wähnt in Eurem fickenden Mißverständnis, ich sei verblendet, wenn ich annehme, niemand könne mich zwingen. Angenehm ist, daß ich Euch in aller Ruhe denken, mutmaßen, besserwissen lassen kann, daß mich doch, wie ihr besser zu wissen glaubt, DIE GROSSE SACHE zwingen könnte. Von deren Existenz Ihr wißt, und von welcher zu wissen, Ihr MICH für zu blöd haltet. Die große Sache, bildet Ihr Euch ein, funktioniert so, daß keine(r) lange machen kann, was sie/er will, weil sie ihm sonst den Hahn abdreht. Die große Sache könnte psychiatrisieren oder

nichts mehr ausbezahlen oder einsperren. Und Katja Benante sagte häufig, wie zu sich selbst, am Fenster stehend: Im Irrenhaus, das wäre am schlimmsten. Katja Benante konnte die ganze Nacht durchtanzen und die Farbe von den Wänden schütteln.

Ich will Euch mal was sagen, Ihr, die ich in Ruhe besserwissen lassen kann. Für EUCH hat Lenin nicht aufgeschrieben, daß, wie und warum der fickende Imperialismus nicht Verflechtung der Imperialismus gesehen als Verflechtung/Unsinn/Kopieren des Äußeren, sklavisches zufälliges chaotisches Kopieren des Äußeren/ Arschlecken/ Aktienbesitz/ Mammutbetrieb/ Massendaten/ Hey/ Ho. Das ist doch der Knackpunkt. Ich ging also zunächst mal ganz ruhig zum Telefon (das war 1988) und nahm ab, und es war Katja Benante. Sie wollte ausgerechnet was über Kant wissen: »Was weißt Du über dieses eine Ding von dem Kant in der ›Kritik der reinen Vernunft‹ in der Antinomie der reinen Vernunft, wo dieser Streit kommt, dieses Thesis/Antithesis-Paar mit dem Anfang der Welt in Zeit und Raum?« Ich sagte ihr kurz, was ich dazu wußte, es war eher mager, klapperdürr sogar, aber sie war zufrieden, und wir ramenterten noch eine Weile weiter, ich holte sogar unter dem ganzen Dreck in dem verhangenen Zimmer, das ich damals im Osten Freiburgs (Breisgau) bewohnte, meine geile Ausgabe der »Kritik der reinen Vernunft« vor und wir exegierten die Stelle zusammen. Meine Ausgabe ist insbesondere deshalb so geil, weil sie weder Reclam noch diese grünen Bände, die jeder immer kauft, noch Suhrkamp ist, sondern eine Volksausgabe, ein großes Paperback von 1908, Alfred Kröner Verlag, Leipzig, und sich anfühlt wie in hundert Jahren vielleicht die Bände von Turia & Kant sich anfühlen werden oder Passagen Verlag oder Texte zur Kunst-Hefte. Modern und verwittert. Verknusselt. Zerrupft. Und in unsere zerrupfte Konversation rein sagt sie, die jetzt also genug Hilfe erhalten hatte für die Ethikhausaufgaben, zu mir, der ich in der gleichen Stadt wie sie, im extremsten Süddeutschland kurz vor Schweiz, noch vor einem Jahr gewohnt habe und dann nach Freiburg verzogen war, um dort das Abi zu machen, seelenruhig: »Übrigens, die Cat ist wieder

mit dem Alexander gesehen worden. Auf dem Scheißbonzentennisplatz drüben. Ich glaube, die hast du gehabt, das wird nix mehr. Die liebt den Alex. « Ah ja. Na also, das war die Kritik der reinen Vernunft jetzt. Scheiße, und dann legte ich mal auf. Und ging in die Stadt. Da fühlte ich mich das erste Mal seit dem Frühjahr, meinem Geburtstag, so achtzehnjährig, wie ich wirklich war: DER TOD würde kommen und wissen wollen, was ich geleistet hatte mit meiner Jugend. Super. Scheiße, und da hatte ich einfach aufgelegt, und jetzt stand ich in der Stadt, und was jetzt damit? Katja Benante, überlegte ich, war wohl gar nicht mal keineswegs so unübel. Ich hatte Walkmanstöpsel in den Ohren und stand auf der Hauptkreuzung der autofreien Innenstadt, wo die Straßenbahnen ums Denkmal irgendeines »Berthold« herumschleichen. Es war sonnig. In meinem Walkman, auf englisch, gute Zeilen eines guten Hardrocksongs, die ich mal übersetzen muß, um zu sehen, wie gut sie heute, sechs Jahre später sind:

*Sie will, daß die Zeit gut ist
Obwohl doch jetzt schlechte Zeiten sind
Sie versucht, hineinzugehen, aber sie will raus
Sitzt kurz im Knast für kleine Verbrechen an sich selbst
Sieht aus dem Fenster
Atmet auf die Scheibe
Die Zeit wird es erweisen, die Zeit wird vergehn
Denn wenn man jung ist scheinen kleine Sachen
Manchmal größer als das Leben*

Doch, das ist sehr gut. Besonders dieses »Doing some time for small crimes to herself / looking out the window / breathin on the glass / time will tell, time will pass«. Und wegen dieses Hardrocksongs mußte ich mir dann am selben Nachmittag die langen Haare abschneiden lassen (die dann später, 1990–93, noch mal sehr lang wuchsen, bis Grunge-Musik aus Amerika sie mir ausgerissen hat) und drei Ohr-löcher ins rechte Ohr stechen.

Sauer war ich, enorm sauer auf Cat. Hauptsächlich, weil Alex wirklich das LETZTE Arschloch vom Dorf war. Mit meinem mehrfach durchstochenen Ohr (hier Van Gogh-Witze dazu denken) und meinen kurzen Strubbelhaaren schlurfte ich superblond wieder nach Hause in die dunkle Kammer, da läutete das Telefon zum zweiten Mal an diesem Tag der Schnitte (Haare) und Stiche (Ohren, und wenn es damals schon die Piercing-Mode mit den heute durchgesetzten Konnotationen gegeben hätte, wer weiß, was ich mir noch hätte durchlöchern lassen), und es war endlich Meikl dran. OK, jetzt kann das Buch richtig losgehen, *I take your brain to another dimension / pay close attention:*

»Na, Dath, Du Trottel? Wann kommst Du?«

»Was wann kommich?«

Schweigen. Meikl genießt am anderen Ende der Leitung, daß ich so doof bin und vergessen habe, wann und warum ich heute abend zu ihm gehen wollte. Irgendwas wegen der Schule.

»WAS wann kommich, fragich dich!«

»Wann du kommst und wir zur Steinberg gehen.«

Ach so. Ja, genau. Es ist 1988. Wir haben gerade mit der Oberstufe angefangen, obwohl ich so sau-alt bin, aber ich wurde später eingeschult und bin deshalb in Meikls Jahrgang, und die Lehrerin unseres Englisch-LKs heißt Steinberg, MARITA Steinberg, ist Ende dreißig und wasserstoffblond und, soweit ich das schon beurteilen kann, ziemlich OK, und für heute abend hat sie den ganzen Klüngel zu sich eingeladen, und ich hatte mit Meikl vereinbart, vorher zu ihm zu gehen, und dann wollten wir mit dem Bus da hoch auf den komischen Hügel fahren, wo die ihr Haus hat. Ich bin ja eigentlich niemandes Blödmann (schon damals nicht, wo die Geschichte im Augenblick spielt), aber Meikls Blödmann bin ich gerne (auch heute noch, obwohl ich ja immerhin mit nicht geringem Stolz jetzt das mache, was ich immer machen wollte: Zeug schreiben, aber Meikl macht eben AUCH das, was er immer machen wollte: Er studiert Geologie und ist bald fertig, dann wird er die Erde neu erfinden und ich werde immer noch sein